

# Der chinesische Teller — oder mein Alptraum als Tante

*Eine Erzählung über Anteile von nicht genannt sein wollenden Person mit fiktiv  
zusammengetragenen Eigenschaften, welche meist realen Beobachtungen  
entnommen sind — von Rolf Wirz aus den Jahren 1977-1979*

© Rolf Wirz

Die Anzeichen kündigten es durch ihre Farben. Das Bild wirkt in mir noch so lebendig, dass es mit unbändiger Kraft wieder zu Gegenwart wird: Bald beginnt der Frühling. In Großmutter's Garten läuten schon die Osterglocken — hörst du sie? Der Wind trägt ihren sanften Klang; Blüten — gelb und sprießend, wiegend. Formschön — wie sie Mutter Natur zu meinem Staunen mir nicht hätte schöner zur Freude schenken können. Herrlich — einfach herrlich! Noch mehr bin ich darüber ins Sinnen geraten, wie ich plötzlich empfindsam sein konnte für Dinge, welche mir bisher kaum beachtenswert waren. Das Haus auf dem Lande, umgeben von solchen Glockenwesen, allerlei Blumengärten, Tannen, groß, wuchtig, frühlingfarbenfroh. — Dann gleitet es wieder in die Erinnerung. Ich schickte mich an hineinzugehen.

Bald drinnen im Hausgang vernahm ich — oh Gott — Tante Romiria-Barbaras immergrelle Stimme. — Diesmal eine Oktave höher: „Schon wieder dieser Skiliftlärm! Könnt ihr das Radio nicht leiser stellen? Das Mutti bekommt davon Kopfweh! — Nicht wahr, Mutti? — Wer hat denn jetzt wieder das Fenster...“ Und so schrie es weiter. Die Älplermusik verstummte. Erleichtert öffnete ich die Tür zur Eingangshalle, schob meinen Fuß... Ich hatte keinen Augenblick Zeit zu einem Gedanken an eine Begrüßungsformel. Es drang geradewegs durch mich hindurch: „Jetzt schau mal an, wer da kommt!“ So rief mir die viel ältere Tante Lisa Louisa entgegen, sichtlich erregt. „Komm, Mutti, sieh wer da ist, sieh, Thomas, unser Junge. Schau an! — Hast du schon gegessen? — Du bist bleich. — Dein Haarschnitt gefällt uns so viel besser; so bist du ein viel Schönerer!“ Die Bezeichnung „Mutti“ galt meiner Großmutter. Sie war etwas klein geworden, älter als auch schon. So kam sie, sah — und sah immer noch. Ja, so kommt es, wenn man als Spross der dritten Generation seinen Auftritt macht. Rührend, jedoch dennoch mir irgendwie etwas peinlich. Viele alltägliche Dinge entarten oft sofort zu übertriebenem Geschrei. Dafür wurde um andere Dinge umso dichter der Mantel des Schweigens gehüllt.

Endlich hatte ich mich zwischen den beiden sehr erregt bellenden und noch erregter wedelnden Hunden, den Katzen und Tanten durchgezwängt. Bald verlegen drückte ich mich in die Ecke des Sofas. „Nett, dass du wieder einmal da bist“, begann

sogleich Tante Romiria. Das Wort „wieder“ war vorwurfsvoll gedehnt, meisterlich sprachmelodisch. Sie lachte von der Nase an abwärts. „Ja.“ Ich war eigentlich auch nur gekommen, um wieder einmal da gewesen zu sein. So aus einer gewissen Sehnsucht nach Beachtung heraus, aus Pflichtgefühl, aus studentischer Langeweile, aufzutanken und dann wieder ein paar Wochen im Studium so unbeachtet, so halb verlassen zu überleben. „Übrigens“, fuhr Tante Romiria darauf weiter, „ich hab zu Hause einen Tisch. Weißt du, den, worauf der Fernsehapparat steht. Den kannst du haben, für vor dein Sofa, er würde sehr gut passen — sicher!“ Für sie „zu Hause“ war drüben in Tannenburg. Und ich hatte kürzlich frisch sommerlich jubelnd in Königinnenstadt eine kleine Studentenwohnung eingerichtet. Jetzt war ich bereits wieder damit beschäftigt, überzählige Gegenstände an die Quartierstrasse zu stellen. Sperrgut, allen frei mitzunehmen. Und das funktionierte wie geschmiert. Selten stand ein Gegenstand länger als eine Stunde draußen. Hier im Scherbenquartier ging das Gerücht, dass sich die Leute selbst die Abfallsäcke klauen, diese dann in Nachbars Vorgarten entleerten und dann den Sack selbst zu allerlei verwendeten. Zudem begann sich gerade meine allerliebste Freundin bei mir einzunisten. Sie war etwas aufsässig, für mein Ästhetik-Gefühl höchstwahrscheinlich die lebenslängliche, mich vermutlich überlebende Haft. Doch obendrein galten Individualität und Mode jetzt in den 70-er Jahren bei meinen Kolleginnen und Kollegen sowieso als kapitalistische Machenschaften. Also war ich froh, ja hatte froh zu sein, dass da nichts Schlimmeres war als das Diktat der so sehr verhassten Mode und deren mir unergründliche Notwendigkeit.

Da durchkreuzte Tante Romirias Stimme meine Gedankenwelt um das Bettlergetue meiner Tagesgenossen. „Weißt du, ich brauche diesen Tisch nicht mehr“, erklärte sie im Ton des Nebenbei. „Ich will mir einen neuen kaufen — es ist das Holz von Großvater. Wir haben es viele Jahre gelagert. Es war ja viel Geld wert. Ich hab ihn extra herstellen lassen als Hochzeitsgeschenk für Gotte. — Später hat Gotte ihn mir zurückgegeben, weißt du, sie hatte dafür in ihrer kleinen Wohnung keinen Platz mehr. Du kannst ihn haben. Ich schenke ihn dir!“ Oha. Großvater war tot seit seinem angeblichen Unfall während des Krieges. Niemand hatte den Unfall gesehen. Doch war dies also ein Familienstück. Solcherlei war schon deshalb „viel wert“, wenn auch nicht in Geld bezifferbar. Als Familienstück war es zu ehren, und wenn es der Teufel geholt hätte, wären die Tanten sicher dem Teufel nachgeritten, hätte diesen gestellt und auch erfolgreich gewusst, den Tisch ihm wieder streitig zu machen. Zudem war er zu dulden. Die Tantenworte waren deutsch. Also war ich geraten zu warten. Abzuwarten. Und es wurde Abend — und wieder Morgen. Es gelang mir, mich unbemerkt davonzuschleichen. Ohne den Tisch. Ich würde schon noch eine Entschuldigung finden, dachte ich mir.

Am hohen Turme der spätgotischen Kirche streifte ein letzter sprühender Funke der rot sinkenden Sonne sanft die Mauer und warf müde, kaum noch wahrzunehmende lange Schatten auf die Schlossmauer. Das seltsame Naturspiel erschien mir als ein

letzter Versuch meiner Sonne, sich nochmals zu zeigen, Sehnsucht einzufangen im Brechen. Dort im Viereck der Bauten stand vor mir Thorwaldsens grünspanene Friederich-Schiller-Figur: Edel, einsam, stumm, schön, von Vergangenheit träumend, starr. Hingewandt in eine andere Zeit, abgewandt zu einer anderen Welt, aus diesem und gleichzeitig auch aus einem anderen Land. Da schlich sich in mich die Idee, ihr das Lachen beizubringen. Jemand sollte das doch einmal tun. Ich schnitt Grimassen. Da — plötzlich — ein Gesurre. Etwas konnte wohl doch nicht stimmen. Lachen, das surrt? — Doch — es war das Telefon, das da in meinen Traum für die Figur gelacht hatte.

Wahrscheinlich Freund Claus Clausen mit C. Wer denn sonst um diese Zeit? — Oder — Onkel Johann? — Ja gewiss! Er wird es sein. Onkel Johann mit der riesengroßen Handfeuerwaffensammlung. Wer auch sonst? Übrigens der dreizehnte der Johans in der direkten Ahnenfolge. Ich schob langsam meinen Fuß unter der warmen Decke hervor. — Phuuh! Kalt! Zurück! Ja, auf diese Nummer dreizehn ist Onkel Johann sehr stolz, da sie größer ist als zehn. Er hat viel Geld hergegeben, sauer verdientes Geld, um sie aus den Archiven grübeln zu lassen. Ja, der arme. Er arbeitet zu viel und denkt zu wenig. Jetzt liegt er mit einem Bauchfellriss im Spital, er... brrrrrr schon wieder! Ich schoss auf, Überwunden! Ja, wer sollte es denn sonst sein! — Soll er doch Geduld haben. — Sicher will er mich wieder einmal zum Guten bekehren. Das heißt mit seiner Bibelgruppe... Hand — Hörer — Ohr. „Hallo — hier bei Friedrich Nietzsche. Dort Karl Marx? — !? — Hallo? — ? — ? — Ach du — Tante Romiria — entschuldigst! Ich habe gemeint — den Tisch? heute? — wirklich? Ja? — ?“ —

Mein Gesicht war jetzt mindestens doppelt so lang geworden. Mit diesem Gefühl rannte ich vor den Spiegel, um mich gleich zu vergewissern. Was sollte ich, was konnte ich dagegen tun? — Nicht zu Hause sein? —

Noch gestern hatte ich Vaters Einladung zum Mittagessen angenommen. Nachher zu Tante Romiria, das wäre ja ein kleiner Umweg. Sie hatte noch nie einen Widerspruch geduldet. Ihre Devise: Unterwerfung oder Krieg. Das Ledigsein gab ihr anscheinend das Recht dazu. Man muss also in solchen Augen nur über fünfzig sein, weiblich und dazu noch ledig — und schon darf man alle artigen Mitmenschen im Namen guter Geschenke terrorisieren oder quälen. Meine Freundin wusste von allem nichts. Es würde dort wohl auch dann ein Gewitter geben, denn jede freie Sekunde benutzt sie zur Vorbereitung ihrer Schulstunden. Was nun? Ich hatte die Wahl zwischen zwei heftigen Gewittern. Doch meine Freundin würde einerseits schnell wieder nett zu mir sein. Das war so üblich bei ihr. Andererseits erinnerte ich mich: Da hatte ich es doch einmal vor zwei Jahren gewagt, von Tante Romiria ein Geschenk nicht anzunehmen. Es war ein Stück Emmentalerkäse gewesen. Ein sehr großes, zu groß für meinen Appetit. Sie hatte damals bei meinem Besuch gerade nichts anderes locker, und sie wollte mir um alles in der Welt etwas mit nach Hause

geben. Ich als Student arbeite gewöhnlich nicht für Geld. Das sah man bei uns zwar nicht so gern; denn Geld war in meiner Vorgängergeneration in meiner Sippe ja das allerwichtigste dieser Welt, neben Gesundheit, Anstand und erwiesener Ehre, wohlverstanden. Trotz der Feststellung, dass ich hier meistens von Gott reden hörte, vernahm ich als Grund der meisten Entschlüsse die zu erwartende Rendite. „Orthodoxie“ nannte man diese geteilte Haltung, welche ich so hasste. Ich ertrug es kaum mehr, dass hier der Mund eine andere Sprache sprach als die Hand. Aber trotzdem ist man stolz auf mich, der ich nichts verdiene.

Zwei Monate lang hat dann Tante Romiria nach dem Käsestreik ihren Blick von mir abgewandt gehabt. Zwei Monate lang! Von andern Verwandten drangen während dieser Zeit allerlei Schlechtigkeiten aus ihrem Mund über mich an mein Ohr. — „Gut, ich komme nach dem Mittagessen“ entgegnete ich — „Wiedersehen.“ Klink. Ich hätte große Lust gehabt, dann noch „päng“ zu sagen. Ja, sehr laut „päng“ zu sagen. Zu spät! Jetzt noch einen Rückzieher wagen — ich würde wieder Terror ernten.

Jetzt begann ich nachzusinnen. „Ja, dieser Onkel Johann“, dachte ich, wobei mir das Hörer-Kabel noch einige Zeit in den Fingern meiner linken Hand verwickelt hängen blieb, „und all diese Tanten, Ansichten, Befehle und Verwandten! Das eine scheint mir vom andern nicht zu unterscheiden zu sein. Und ich meine, dass er nicht Recht hat, der Onkel, obwohl er älter ist als ich und nicht von Stipendien lebt. Einmal hatte ich ihm gesagt, dass der christliche Gottesstaat nicht funktionieren könne, denn nicht jeder Mensch ist gut, vorauf er dies heftig bestritten hatte und böse wurde. Macht korrumpiert, hab ich ihm gesagt. Zeige er mir einen, der zuletzt für sein eigenes Vieh schaut. Ja, und wie will er denn, ja er, feststellen, was gut zu sein hat? Wer will das schon können? Jene, welche andere mit Steinen ihrer Weisheit beschießen? — Jene, die alleine wissen, was recht ist? — Wer denn, wer?“

So kam der Mittag. Wir sassen noch bei Vater. Das Onkel-Gewitter war längst vorbei. Meine Freundin und ich hatten gut gegessen. Noch diese Schwere in meinem Magen; es war an der Zeit, meiner Freundin mein nächstes Fahrtziel bekannt zu geben. Und sie, — sie jammerte sofort los. Wieder eine Stunde Autofahrt! Und jammerte, jammerte, jammerte. Überlegung? — Was nun tun? — Eine schlecht gelaunte Tante war mir eigentlich noch das kleinere Übel. Also Telefon! Da fixierte mich mein Vater. Er wollte wissen, ob das nach Japan gehe. „Nein, zu Tante Romiria, ich verzichte auf den Tisch!“ — „Um Gotteswillen, leg auf! Nur das nicht! Verschone uns vor Streit mit der“, stöhnte er. Und die Angst übertrug sich auf mich. Und auf meine Freundin. Bereits hörte ich „Rom...“ — Rasch die Gabel runtergepresst! Wenn das nur gut gegangen ist, bei diesen Frauenstimmen aus der Küche...

Die Fahrt über die kurvenreiche enge Jurastrasse war gut überstanden. Ich stehe

vor Tante Romirias Klingelknopf. Ein Druck. — Nichts passiert. Nochmals drücken, eine halbe Minute lang. — Wieder nichts. Jetzt glaube ich drinnen Schritte gehört zu haben. Doch draußen, ihr Parkplatz, ist leer. Ich bin erleichtert. Meine Freundin seufzt ihr „Ach!“. Kopf drehen, Füße Richtung Treppe runter, weggehen: Die Natur empfängt uns wieder. Ungewöhnlich heiß und drückend lag das Sonnenrot jetzt auf dem sich öffnenden Tal, das sich hier im hintesten, engsten Teil gelbrot zu färben begann. Das Gelb begann mich zu beweinen, das rot mich zu quälen, zu drücken — und ich mochte das nicht, der Erinnerung an die roten Köpfe wegen. Doch ich ließ es geschehen. Bald lag das Tal hinter uns. Die Welt war wieder offen. Und die Gedanken waren, dies aufnehmend, bald auch wieder offen, sobald die Bedrohung verschwand.

Eine Stunde später, vor unserer Mietwohnung parkiert, lachen, Fröhlichkeit. Ja, Wir waren eben jetzt Studenten und Mieter, zweitklassig also in den Augen meiner Sippe. Doch wen kümmert's? Hier waren wir vor ihnen sicher, nicht gezwungen, den Rand unseres Gartens zu verteidigen, in dem wir freilich auch nichts zu suchen hatten. Doch eben, was soll's? Uns interessierten nur die nächsten Prüfungen und nicht die Wuchshöhe der Büsche. . .

Im Treppenhaus, 4. Stock ohne Lift, begrüßt uns die Nachbarin, denn ihre Wohnungstür hat Ohren. Doch diesmal hatte sie einen wahren Grund. Ja, natürlich hatte sie gelauscht, gewartet, im exakt richtigen Moment geöffnet. Aber mit einer Botschaft: „Sie Herr, eine Frau war hier. Sie hatte einen Tisch bei sich und hat sich erkundigt, wo sie seien.“ — „Was? — Schrecklich! — Wohin ist sie gegangen?“ — „Weiß nicht, andere Leute sagen Dankeschön für eine Nachricht! Die Frau hat den schweren Tisch ganz alleine keuchend die Treppe heraufgetragen! Lassen sie immer die Frauen die schwere Arbeit verrichten?“ — „Danke!“ — „Und andere, anständige Leute sagen auch auf Wiedersehen!“ — „Also Wiederschaun!“

Oben. Mir wurde kalt. Vor meinem Eingang stand ein kleiner Tisch, Massivholz, Kirschbaum, dick, satt an der Tür. Was jetzt tun? Meine Freundin schaute mich betroffen an. Ihr Blick ließ keine Möglichkeiten für Interpretationen offen. Also packte ich das Ding. Eilig trug ich es schleppend auf den Estrich, nicht ohne anzustossen, hopp, in den Bretterverschlag. Doch was, wenn plötzlich die Romiria dastehen würde? Doch heute wartete ich vergebens auf dieses Ereignis. Mit der wachsenden Entfernung des Zeitpunkts meiner Ankunft legte sich schliesslich meine Spannung zusehens. Bald war das Ereignis vergessen, gut verwahrt, unsichtbar, nur noch Erinnerung.

Am nächsten Abend klingelte wieder unser Telefon — als ob ich es geahnt hätte. Es war Tante Romiria. Sie wollte wissen, wie denn der Tisch zum Teppich passe. „Oh, überaus geschmackvoll“ bemerkte ich einfallreich, „herzlichen Dank, herzlichen, herzlichen schönen Dank!“ Nach vier weiteren nicht ganz ehrlichen Dankeschöns gab sie sich zufrieden und legte auf. Mir war unwohl, denn Unehrlichkeit als Werkzeug

einzusetzen, das war sonst nicht meine Art. Und jetzt noch oh Schreck — ganz hatte ich es vergessen. Es durchfuhr mich wie ein Pfeil: Ich hätte „Wiedersehen“ sagen müssen! Nun hatte sie also wieder einen Grund zur Kritik. Doch eben, das musste mir jetzt egal sein. Im Kopfe ja. Meine Gänsehaut freilich entsprang eben nicht aus meinem Verstand. Dagegen hatte ich damals kein Mittel. Ich musste sie ertragen. Gequält rollte ich mich auf mein Bett, den Kopf ins Kissen gedrückt.

Nun lebe ich schon sechs Wochen mit der Angst, Romiria könnte eines Tages unerhofft in unserer Wohnung auftauchen, Einsicht zu nehmen. Kontrolle war ihre Stärke. Sie sah immer jeden Staub in allen Ecken. Sie sah wo die Spinnen saßen, was diese aßen. Sie sah was sie für überflüssig hielt, was ich hätte versorgen können. . . Ja, wie war, mir, ist mir jetzt überhaupt? Wie gehe ich mit dieser Spannung um? Seltsam die Art, wirklich seltsam: Jedesmal wenn unten jemand klingelt, renne ich zuerst auf den Estrich und hole den Tisch. Zum Glück wohne ich im vierten Stock, der Estrich ist im fünften, wobei es keinen Aufzug gibt, wie der Leser bereits weiß. So bliebe mir genügend Zeit, den Tisch auch noch schön zu polieren, bis Romiria da stehen würde. Sie würde dies sicher bald! Sie kam zwar bis jetzt noch nie. Doch heute? Würde es vielleicht heute sein?

Ha, heute ist ein besonders schwarzer Tag. Am Morgen quoll mir die Milch über. Dann hab ich beim Abtrocknen meine Untertasse fallen lassen, päng-ping, Scherbengeklirr! Jetzt eben bin ich mit meinem Kopf gegen den Türpfosten gerannt, abwesend wegen meinen genialen Problemen. Da klingelt es! Hopp — rasch auf den Estrich, den Tisch! Wieder auf der Treppe, da tönt es von unten: „Post!“ — So! Diesmal hat es mir gereicht! Nie und nimmer mehr soll dieser verfluchte Teufelstisch diesen Estrich wieder verlassen! Fest entschlossen gehe ich in unsere Wohnung zurück und beginne, die gestrige Vorlesung nachzubereiten.

Und schon wieder klingelt es. „Komm nur, Romiriaschka“, denk ich, die Faust geballt im Hosensack. Doch es ist ein Möbelpoliturverkäufer. Er stellt die Politur selbst her, echt, bodenständig. Sein Anzug aber scheint mir so geschmacklos, so grau, farblos, ungebügelt, voller Schuppen und Haaren, sogar Katzenhaare. „Ich habe keine Möbel, verflucht nochmals, die man polieren muss“, erklär ich ihm. Zu die Tür! Das war zwar nicht sehr anständig gewesen. Meinem Gewissen gefällt es nicht. Doch einem Hausierer muss ich nicht für seine Güte dankbar sein. Es sollte ja Handel werden: Ware gegen Geld. Und nicht Ware gegen Schuld, Unterwürfigkeit, Recht zu quälen. Ja, leicht hat man's, wenn man jemandem gut sein kann, dafür dann aber seine in Familienbanden gefangene Dankbarkeit diktieren darf, seine Freiheit einschränken, seine Seele fordern. . .

Kaum fünf Minuten sind vergangen, drückt schon wieder jemand den Klingelknopf. „Welcher Esel hat denn dieses Instrument erfunden“, ruf ich sehr laut trotz offenem Fenster, langsam wütend, den Bleistift zu Boden schmetternd. Diesmal wird

es vielleicht ein Zeuge Jehovas sein — ich will mich nicht wie ein Zapfenzieher bekehren lassen. Denn gestern kam so ein Herr vorbei. Er hat mir den Weltuntergang prophezeit. Ich hab geantwortet, dass es soviel Wasser ja nicht gäbe, um alles untergehen zu lassen. Dann hat er mir fast die Tür ins Gesicht geschlagen, sich ohne ein weiteres Wort auf dem Absatz umgedreht und ist mit krachenden Schritten, ohne Rücksicht auf die Nachbarn, die Treppe hinunter gerannt und verschwunden. — Vor mir steht die Tante Romiria. Ich bin blaß. Es ist Samstag. Der Tisch — den hab ich diesmal nicht vom Estrich geholt. . .

„Ist dir nicht gut“, will sie wissen. Doch ohne eine Antwort abzuwarten, mit einem Lächeln von der Nase an abwärts, stellt sie gleich die zweite Frage: „Darf man reinkommen?“ Auch diesmal, ohne die Antwort abzuwarten, zwingt sie sich an mir vorbei. „G-Guten Tag“, stottere ich. Was tun? Wie den Tisch jetzt noch runterholen? — Ich werd ihr sagen, ein Einbrecher habe den Tisch mitgenommen, ja, ein Einbrecher! Die Polizei sei ihm auf der Spur, — ja, die Polizei! Ich werde sie belügen müssen! Jetzt lügen — oder untergehen! — Sogar gegen mein Gewissen! Denn überleben war mir eingetrichtert als erste Pflicht gegenüber dem Gewissen. Das Geschenk des Lebens wirft man nicht einfach weg. Untergang führt vor den letzten Richter, Lüge dagegen nur vor Gewissensbisse.

„Weißt du, was mir passiert ist?“ beginnt Tante Romiria. — „Nein!“ Wie sollt ich auch wissen. „Auf meinem neuen Wagen hatte ich eine Kommode geladen, gar nicht so locker. Dann hat es plötzlich gekracht, als ich in die Garage fahren wollte. Ich hatte die Kommode ganz vergessen gehabt. . .“ Ich dagegen höre nicht mehr zu. Meine Gedanken kreisen wirr um etwas ganz anderes. Für den Wagen habe ich keinen Platz im Kopf. Hoffentlich kommt ihr nicht die Idee, in das Zimmer zu treten, wo der Tisch stehen sollte, wo nun aber keiner steht. — Und diese Idee — sie will ihr nicht kommen. — Gottes weise Fügung? — Könnte sie den Tisch schon vergessen haben? — Kribbeln. „Du, ich hab noch einen alten chinesischen Porzellanteller, bemalt mit Blumen — und Vogelmotiven, der würde sich an dieser Wand ausgezeichnet machen.“ Das war der Schlusssatz ihres Monologs, welcher zugleich ein Autolog war. „Ja.“ Ich verspreche ihr, den Teller einmal abzuholen. Ja, denn einmal, das lässt sich verschieben. Beliebig verschieben. Und wieder draußen auf der Treppe, hebt sie plötzlich ihren Kopf nochmals.

„Jetzt hätt' ich doch beinah vergessen, ich bin ja gekommen um dir zu sagen, weißt du, die Cousine Maria, ihr Mann, der Vetter Jakob aus Fröhlichwerkhausen, weißt du, ein Verwandter von ihm möchte gerne — deinen Tisch haben, weißt du, wenn du ihn gibst, so bekommst du von mir vom Erlös fünfzig Franken. . .“ Oh Schreck der Kunst aus Basel, Sack und Teufel, ich wusste im Moment vor Verwirrung ob des angeschnittenen Themas und obendrein ob dieses sonderbaren Geschäfts nicht recht was zu antworten wäre, ja, ich war sprachlos. Obendrein kannte ich diese Cousine, den Vetter und so weiter nicht, was man mir sonst nicht entschuldigen

würde, wenn wieder jemand jemanden anders, neu, erstmals für mein Ohr, aus der übergroßen, übermächtigen, überpotenten Sippe erwähnen täte. Sie sagte für mich „ja“, grüßte und ging, ohne mich auch nur anzusehen oder sonst irgendwie zu beachten. Nochmals hätte ich sie jetzt nicht wieder rein gelassen. Die Wut kochte in mir das Mitleid gar — Bildung hätte sie nötig gehabt! Nun ist sie zu alt. Zudem ärgert mich der Streit der Weisen. Allzu viele Meiner dozieren umher, einjeder verkauft die einzige richtige Bildung, nämlich die seine. Doch was soll er auch, wenn er schon keine andere Variante anzubieten hat?

Drei Tage später: Den Tisch bin ich nun los. Und dann plötzlich nach vier weiteren Tagen. Tante Romiria keucht die Treppe herauf. Aus ihrer weichen Ledertasche ragt ein Stück Porzellan. Ich glaube, es ist ein chinesischer Teller. Oh meine Wand — mein Geschmack — meiner — meine Liebe — meine Verwandtschaft — mein Dreck! Stolpernd gleite ich die Estrichtreppe hinunter auf der ich stehe, instinktiv schon für einen Fluchtweg besorgt. Soweit bin ich! Vom untersten Tritt vor meiner Wohnungstür aus betrachte ich jetzt mutlos durchs Treppengeländer den von hier grau scheinenden steinernen Boden der dunkeln Eingangshalle, weit unten. Geduld bringt Rosen, hatte mir einmal Onkel Johann gesagt. Ob er Recht hatte? Da unten wächst nichts. Ich bin am Ende. Ein Sturz von der Zimmerlinde aufs Gedankengesimse.

„Bist du aber blaß...“ Von weit her hör ich Tante Romirias Stimme. Um mich ist grau. Grau ist der Tag geworden. Die Welt hat sich mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit unaufhaltsam wirr durcheinander zu drehen begonnen. Mein Selbstwertgefühl an die Wand geschmettert, so fand ich mich, machtlos, ein Spielzeug grinsender, gewaltiger, kraftstrotzender Dämonen, welche ich nicht ärgern mochte. Ich sehnte mich nach Frieden. Schon genug ist Krieg, schon genug ist Krieg gewesen, auch durch meine Familie, durch all die dennoch verstorbenen Ahnenherren, welche wir zu ehren haben und deren Namen und Taten wir kennen, deren Gesicht oder Seele uns aber nur in der Phantasie entgegentritt. Schon genug haben die einen Menschen das Streben der andern mit ihrem daraus entstandenen Nichtsein bezahlt, genug! Doch fehlt mir jetzt die Kraft. Ich bin lahm geworden, ein Gebrauchsgegenstand zum Wegwerfen, weggeworfen! — Ein porzellanener Repräsentationsfreesbee zum hinstellen oder hinhängen und abstauben, von den Verwandten liebevoll beschützt, gestützt, benützt für ihre Flausen. — Ich lehne ans Treppengeländer, mich stützend. Wild dreht sich's. Die Treppe wie die Waschmaschine. So dreht sie. Dann steht sie. Sie beginnt wieder, sich drehend in der Gegenrichtung. Sie frisst meine Füße. Ich will hinaus! Möchte schreien! Kann nicht, denn die Tante steht da. Es ist nicht artig so! Also muss ich da runter, nach Hause, dem früheren Hause! Doch dort will ich in Gedanken heim, so muss ich da rauf, wo ich jetzt gerade bin. Und sie hilft mir, die Tante, sie plagt mich, sie dreht, sie frisst. Doch sie jagt mich nicht. Sie spricht auch nicht. Sie schweigt und zerdrückt.



Ließe sie mich schreiten, so nicht auf Blumen. Schon eher die Treppe hoch — wieder die Treppe hoch. Denn diese lässt alle über sich hinweg gehen. Sie erduldet, sie dient. — Sie fragt niemand nach der Absicht. Sie sah schon manchen Herbst. Aus ihr tönen die Worte, die ich so oft bei mir alleine gedacht habe, ja zu denken genötigt war, der Umstände halber, die mir keine andere Wahl gelassen hatten, keine Kraft spenden konnten: „Komm du, zertrete mich, dir bin ich die Treppe.“ — Ihr bin ich Treppe, drauf zu stehen, auf mir zu stampfen, hüpfen, kratzen, die Freiheit mir betatzen, die bleibt gespannt im Stein, sinnlos Müll hier auszukotzen — dann drohend noch zu glotzen. . .

Später, nach langer Zeit, wo viele, viele Jahre nun sind aus dem Lande gegangen. Es gibt für die Tante keine Winter mehr. Sie sind ihr egal geworden. Niemand kontrolliert mehr die Sonnenuhren. Sie ziehen keine Blicke mehr an. Denn keine Befehle richten die Köpfe der Verwandten nach ihrem Gnomon-Stab. Eher scheint für Tante die Sonne die Erde ganz gefressen zu haben. Sie sagt dies so. Die Jahreszeiten sind ihr jetzt eins. Ihr Geist schwebt der Flasche entrückt — irgendwo. Niemand sucht ihn mehr. Niemand will ihn mehr. Einsamkeit der Tante in der Obhut anderer Tanten und Verwandten, die immer nur gepflegt hatte, ihr Leben lang, der Machtausübung abhold, des Befehlens unkundig. Keine von ihnen war eine Letztgeborene, ein „Bäbeli“, ein Hätschelkind ohne Grenzen. Sie waren Pflegeengel, Arbeitsteufel, mit exakten, bewusst respektierten Grenzen. Mit Verantwortung — und auch mit Freiheit, wohlbehütet trotz Romirias Übergriffen.

Vieles hatte ich, so schien mir, durch diese anderen Tanten jetzt begriffen. Es ist mir daraus eine Lehre erwachsen, die ich nun hüten und achten wollte als ein weit grösseres Gut im Vergleich zur Professorenmoral, da aus Erfahrung fließend, vom Feuer des Lebens gehärtet. Ich hatte mehr über Freiheit begriffen als ich in meinen Büchern finden konnte. Denn gelebte Vorbilder hatte ich als wertvoller erfahren. Sie prägen tiefer. Sie leuchten durch die Tat. Die Unterscheidungsgabe, das Urteil ist mir zum Juwel geworden. Ich weiss jetzt von Freiheit welche da endet, wo des Menschen Verantwortung beginnt. Ich sah Toleranz, welche da sich wendet, wo der Intoleranz keine Schranken mehr sind. Grenzenlos wie würdig scheint nur die Liebe. Von Angst kaum beherrscht — nicht Sklaven der Triebe, so sah ich jene Verwandten. Und Romiria war für mich sogar die Rettung: Ohne sie hätte ich kaum diese Erfahrung gemacht. Denn Selbstverständliches beachtet der Mensch selten. Wenn sein Auge sich nicht öffnet oder der Verstand ihm fehlt, dann muss er oft schmerzliche Erlebnisse sammeln, um das Gute, ihm als Säule Wirkende, schätzen zu lernen. Ich wäre in der Verblendung durch bloß vom Lesen und Schwatzen her bekannten Begriffe stecken geblieben, unfähig zu einer Entwicklung hin zu einer umfassenderen, feiner gegliederten Erkenntnis von lebensentscheidenden Dingen, die vielen Leuten schon beim ersten Anblick als banal vorerkennen, sich damit, mit dieser Selbstbeschränkung, dem Willen zum tieferen Eindringen die Entfaltung vereitlend.